

Miriam Erlacher, 34, Freiburg (Deutschland)



Christian Liensberger, 29, Seattle (USA)

Gerd Pircher, 39, London (Großbritannien)



Dominik Knoll, 28, New Orleans (USA)

Sara Canali, 37, Luzern (Schweiz)



Südtirol, deine Spitzenkräfte

Sie bauen für den saudi-arabischen König, programmieren für Bill Gates, stehen an der Spitze von Weltunternehmen. Keiner von ihnen ist älter als 39 Jahre. *ff* sprach mit jungen Südtirolern, die ausgezogen sind, um Karriere zu machen.

von Barbara Bachmann



Günther
Oberhollenzer,
35,
Wien
(Österreich)



Ute Mayr,
37,
Chandigarh
(Indien)



Stefano Rossi,
35,
Dubai
(Vereinigte
Arabische
Emirate)



Verena
Zannantoni,
30,
Sydney
(Australien)

Die Folgen der Abwanderung von Humankapital sind beträchtlich, sowohl in finanzieller als auch in soziokultureller Hinsicht.“ Zu diesem Ergebnis kam die Projektstudie „Brain Drain in den Arge Alp-Ländern. Ein Gewinn oder ein Verlust?“. Wissen gilt als primäre Quelle zur Schaffung von Wohlstand und zur Erhaltung der Wettbewerbsfähigkeit. Auf regionaler Ebene werde diesbezüglich noch zu wenig untersucht.

Wie steht es um Südtirols Hochqualifizierte? Wandern sie aus oder bleiben sie im Land? Statistiken zum Saldo von ab- und zugewanderten Spitzenkräf-

„Südtirol ist nicht der Nabel der Welt.“

Günther Oberhollenzer, Wien

ten in Südtirol gibt es nicht. Daher hat *ff* ausgewanderte Spitzenkräfte selbst befragt. Was sie bewegt. Warum sie Südtirol verlassen haben. Und ob sie zurückkehren.

Die beiden Jüngsten der Befragten sind noch keine 30, der Älteste wird in diesem Jahr 40 Jahre alt. Die Branchen, in denen sie arbeiten, sind so vielsei-

tig wie sie selbst: Medizin, Wirtschaft, Kunst, Baugewerbe, Informatik, Finanzen, Mode und TV. Sie reisen gerne, sind bereit, viel zu arbeiten, sie haben studiert und sind dann in die Welt hinaus.

„Für wissenshungrige, junge Hochschulabsolventen sind Zentren und Kernstädte mit einem breit gefächerten Kulturangebot und mehr individuellen Freiheiten attraktiver als ländliche Regionen“, weiß Christian Girardi, 33 Jahre alt, selbst Auslandssüdtiroler (siehe Interview). Ins Ausland gehen junge Spitzenkräfte, weil sie andere Realitäten erleben wollen, abenteuerlustig sind. Weil sie ihren Beruf in Südtirol nicht ausführen

Die 110. Gemeinde Südtirols

In einem Münchner Biergarten gründete Christian Girardi zusammen mit Thomas Mur und Michl Atzwanger 2003 „Südstern“, das Netzwerk der Südtiroler im Ausland. „Um aufgenommen zu werden, muss der Teilnehmende Südtiroler Ursprungs seit mindestens zwei Jahren im Ausland wohnhaft sein, sein Berufsfeld im Ausland haben und eine weltoffene Geisteshaltung an den Tag legen“, erklärt Manager Thomas Mur. Ziel des Netzwerks ist die Vernetzung der Südtiroler im Ausland und die Herstellung einer Brücke zur Südtiroler Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft. Derzeit gibt es 1.560 Südstern und 14 Planeten (lokale Gruppen und Fachgruppen) - der größte ist jener der Medizin. „Südstern“ wird von über 50 Partnerunternehmen unterstützt. Aktueller Vorstand: Armin Hilpold (Präsident), Florian Drahorad, Hubert Rienzner, Reinhold Marsoner.

könnten oder die Gehälter nicht annähernd denen im Ausland entsprechen.

Trotzdem beteuern alle, an Südtirol zu hängen, „eng mit der Heimat verbunden zu sein“. Nicht wehmütig denken sie an das Land, in dem Äpfel angebaut werden, zurück, sondern stolz und selbstbewusst. Als Südtiroler sind sie privilegierte Auswanderer. „Wir sind Kinder des Wohlstands“, sagt Girardi. „Gegangen bin ich, weil ich es wollte, nicht weil ich musste“, sagt Gerd Pircher. Es ist eine neue Generation von Südtirolern. Wenn sie zurückkommen, dann aus freier Entscheidung. Sie müssen nicht.

Die Berge, das gute Essen, die frische Luft vermissen alle von ihnen. Vieles lerne man erst richtig zu schätzen, wenn man es nicht mehr ständig um sich hat. Dennoch sind Südtirols Spitzenkräfte nicht unkritisch ihrer Herkunft gegenüber. Sie wissen, dass man „im Ausland dazu neigt, die Heimat ganz toll zu finden“ (Miriam Erlacher). Sie hadern mit Südtirol, verbinden gemischte Gefühle mit der Heimat. „Hier habe ich meine schöne Kindheit und Jugend verbracht. Ich liebe das Land und die Leute und finde es bereichernd, in einem autonomen Land aufgewachsen zu sein“, sagt Günther Oberhollenzer. Trotzdem macht es ihm zu schaffen, wenn er bei Südtirol-

Besuchen merkt, wie wenig manchmal von diesen Qualitäten wahrgenommen wird. „Ich leide unter der Nabelschau, den immer wieder aufgewärmten ethnischen Konflikten, der Selbstüberschätzung (manchmal auch -unterschätzung), den inszenierten „Luxusproblemen“ oder der politischen Bevormundung und Vereinnahmung von Kunst und Kultur.“ Bei aller Heimatliebe kritisieren die Auslandssüdtiroler die Engstirnigkeit, Verschlossenheit, den Mangel an Dynamik, das Scheuklappendenken. „Heimat soll immer vor äußeren Einflüssen geschützt werden – das verstehe ich einerseits, andererseits verschließen sich die Menschen dadurch für das, was von außen kommt“, sagt Sara Canali.

Viele der Auslandssüdtiroler beteuern, „nicht ewig“ in derselben Branche tätig sein zu wollen, in der sie jetzt arbeiten. Aus gesundheitlichen oder familiären Gründen. Manche arbeiten gerade an einer beruflichen Rückkehr, andere können sich vorstellen, erst langfristig nach Südtirol zurückzukehren. „Der Gedanke, jederzeit zurückgehen zu können, ist ständig präsent“, meint Canali. Eine 2010 veröffentlichte Umfrage unter 300 Mitgliedern des Netzwerks „Südstern“ ergab, dass 64 Prozent der Auslandssüdtiroler bei entsprechenden Arbeitsmöglichkeiten zurückkehren würden. Die Verdienstmöglichkeiten kommen erst an zweiter Stelle. Ein Viertel der Befragten gab keine Rückkehrabsichten an. In der Umfrage kritisiert der Großteil der „Südstern“, dass Südtirol zu wenig in Forschung investiert. „Seien wir ehrlich“, meint Gerd Pircher, „wenn deine Eltern kein Hotel oder keinen Bauernhof besitzen und man eine andere Vision hat, als 35 Stunden in einem Büro zu sitzen, bleiben einem in Südtirol nicht viele Möglichkeiten.“

Einer Studie des Statistikinstituts Asstat zufolge, sehen 50 bis 60 Prozent der Südtiroler Hochschüler ihre Zukunft in Südtirol. Allen anderen rät Pircher, „nicht aus falschem Kirchturmpatriotismus und selbst auferlegter Limitation nahe bei Familie, Freundin oder dem Fußballclub zu bleiben.“ Sein eigener Wunschtraum liegt dennoch in Südtirol: „Ich träume davon, irgendwann einmal im Unterland Wein anzubauen.“ ■

Christian Liensberger, 29 Jahre,
Brixen – Seattle (USA)
Informatikingenieur bei Microsoft



Das Inform

Christian Liensberger lebt den Traum eines jeden Informatikstudenten. Noch während seines Studiums an der Technischen Universität Wien wurde Microsoft auf ihn aufmerksam, als er nebenbei still und leise zu Hause Open Source Software programmierte. „Microsoft hat mir damals ein Jobangebot gemacht. Ich habe abgelehnt, weil ich mein Studium abschließen wollte.“ Weil das Unternehmen den klugen Brixner nicht aus den Augen verlieren wollte, bot man ihm an, am „Microsoft Student Programm“ teilzunehmen. „Ich habe geholfen, eine Studentenplattform im Internet aufzubauen. Dafür habe ich mit Studenten aus vielen Ländern zusammengearbeitet und bei Microsoft-Konferenzen Interviews gefilmt. Ein paar der Teams habe ich um



Foto: Privat

matikgenie

eine Praktikumsstelle gebeten“, erzählt Christian Liensberger. Von den zwei Angeboten, die er auf Anhieb erhielt, suchte er sich das Spannendere aus und zog für einen Sommer nach Seattle. „Ich habe die Arbeit sehr abwechslungsreich gefunden und mich sehr gefördert gefühlt“, erinnert sich der Programmierer. Wieder machte Microsoft dem damals 25-Jährigen noch vor seinem Rückflug ein Jobangebot. „Diesmal habe ich zugesagt. Das Team hat mir ein Jahr Zeit gegeben, den Master fertigzumachen. Die Stelle wurde in dieser Zeit für mich freigehalten.“

Heute ist Christian Liensberger 29 Jahre alt und wohnt in Bellevue, zirka fünf Kilometer von Seattle am „Pacific Northwest“, im Nordwesten der USA. Die kanadische Grenze ist ungefähr eine Stunde mit dem Auto ent-

fernt. „Als Programm-Manager habe ich die Aufgabe, neue Produkte und Funktionalitäten zu designen und diese mit einem Team von Programmierern umzusetzen. Außerdem arbeite ich viel mit Kunden zusammen und versuche, deren Wünsche zu verstehen.“ Für ein Megaunternehmen wie Microsoft zu arbeiten, bedeutet auch, viel zu reisen. Um anderen Teams und Topmanagern seine Projekte vorzustellen, ist er ständig unterwegs.

Für Microsoft hat Christian Liensberger ein neues Produkt entwickelt: den Windows Azure DataMarket. „Wir haben zu zweit angefangen und mittlerweile ein Team von über 80 Mitarbeitern aufgebaut. Das Produkt ist seit eineinhalb Jahren auf dem Markt und verkauft sich in den USA ziemlich gut.“ In der nächsten Version von Office,

SQL Server, Visual Studio und Dynamics CRM ist der DataMarket integriert. In einem so großen Unternehmen wie Microsoft ein neues Produkt zu integrieren, ist eine ziemliche Leistung, sagt Christian Liensberger gegenüber *ff*. „Ich denke noch etliche Male an die Zeit zurück, als ich angefangen habe und an den Wochenenden und Abenden die erste Vorschauversion für den DataMarket selbst designed und programmiert habe – heute haben wir mehr als 30 Programmierer, die das machen.“ Momentan arbeitet der Informatiker an einem neuen Spinoffprojekt, für das er wieder ein Team aufgebaut hat. „Vor ein paar Wochen haben wir die erste Vorschauversion veröffentlicht – den Microsoft Codename ‚Data Hub‘.“

Christian Liensberger war schon immer sehr fleißig. Während seiner Oberschul- und Universitätszeit hat er für Programmiermagazine im deutschsprachigen Raum geschrieben, auf Konferenzen Vorträge gehalten und bei Bozner Unternehmen gearbeitet. „Für ein Jahr war ich selbständig. Gemeinsam mit einem Freund habe ich Softwares für verschiedene Unternehmen entwickelt.“ Man glaubt ihm, wenn er bezweifelt, die beruflichen Möglichkeiten, die er in Seattle hat, in Südtirol vorzufinden. „Mit einigen Ausnahmen gibt es besonders im IT- und Softwarebereich in Südtirol nicht viel.“ Die Softwareunternehmen seien alle bedeutend kleiner und hätten nicht diese Reichweite. „Ich bin jetzt seit zirka zweieinhalb Jahren in Seattle und ziemlich schnell weitergekommen. Ich verdiene auch gut. Ich weiß nicht, ob ich in Südtirol in so kurzer Zeit so weit gekommen wäre.“

Vor seiner Zeit in Seattle wurde er mit dem MVP ausgezeichnet. „Das ist eine Anerkennung für Leute, die sich in der Community bewiesen haben.“ In einem Unternehmen wie Microsoft gäbe es ungleich viele Förderprogramme. Nicht die Zeit, die man im Unternehmen verbringe, spiele eine Rolle, sondern die Leistung. „Gute Ideen werden belohnt.“ ■

Eigentlich wollte sie Berufspilotin werden. Nach dem Abschluss der Handelsoberschule in Bozen ging Sara Canali arbeiten, um sich die teure Ausbildung zu finanzieren. „Ich habe in der Hotelbranche gearbeitet“, erzählt sie, „und schnell festgestellt, dass das Geld für die teure Pilotenausbildung nie reichen wird.“ Mit 24 Jahren entschied sie sich, die höhere Fachhochschule in Meran, ein zweijähriges Studium für Management, zu besuchen. „Es war eine gute Idee, mit dem Studium zu warten. Ich hatte eine andere Reife. Es war eine Lebensschule für mich.“ Einige Jahre war sie noch in der Hotellerie tätig. Bis sie über einen Bekannten in die Textil- und Modebranche „schlitterte“ - ein „großes Glück“, sagt sie heute. Sechs Jahre lang arbeitete sie für eine Jeansberatungsfirma aus Klausen, für die sie Kunden in ganz Europa betreute. „Ich habe sie design- und entwicklungstechnisch beraten, geeignete Produktionsstätten und Stofflieferanten gefunden.“ Der Pilotentraum war schnell vergessen.

Bevor sie in die Schweiz ging, baute Sara Canali im europäischen Hauptquartier von The North Face in Treviso drei Jahre lang das Produktentwicklungsteam für Europa auf. Nebenberuflich machte sie ihren privaten Designabschluss an der Accademia della Moda in Treviso. Über ein Jahr versuchte die Firma Odlo, sie abzuwerben. „Anfangs war ich nicht bereit, weil meine Mission bei The North Face noch nicht abgeschlossen war.“ Als die Neugierde in Treviso gestillt war, konnte ein neuer Abschnitt beginnen. „Wenn alles zu glatt läuft, ist das ein Zeichen, weiterzuziehen.“ Sara Canali lebt im 80.000-Einwohner-Städtchen Luzern. Für ihren Beruf spricht sie Englisch und Deutsch, „Schwitzer-Dütsch musste ich erst lernen.“ Im Hauptsitz von Odlo arbeiten an die 110 Leute, das Unternehmen hat eigene Produktionsstätten in Europa mit über 600 Beschäftigten. „Wir sind Marktführer in Funktionsunterwäsche.“

Sara Canali ist Leiterin der Design- und Produktmanagementabteilung bei Odlo. Sie ist für die komplette Produktpalette verantwortlich: von der strate-



Sara Canali, 37 Jahre,
Klausen – Luzern (Schweiz)
Leiterin der Design- und Produkt-
entwicklungsabteilung Odlo

Die Managerin

gischen Ausrichtung bis hin zu Designkonzepten, Produktentwicklung und Produktmanagement, Farbpaletten und Innovation. In dieser Position leitet sie ein Team von über 20 Leuten. Ein Arbeitstag von Sara Canali beginnt gegen sieben Uhr. „Zwei Stunden lang beantworte ich E-Mails. 50–60 Prozent des Tages bin ich in Meetings mit verschiedenen Produktkategorien und Schnittstellen im Haus.“ Gegen 19, 20 Uhr verlässt sie ihr Büro. Sara Canalis Ziel ist es, Odlo-Produkte auf ein neues Level zu bringen. „Dann weiß ich nicht, ob diese Branche gesundheitlich gut für mich ist“, sagt sie mit einem Lachen. Die Arbeit bringt Verzicht mit sich.

„Das soziale Umfeld reduziert sich, andererseits habe ich ein irrsinniges Netzwerk durch den Beruf.“ Für ihre Arbeit reist sie viel nach Asien, besucht Messen und Märkte, fährt zu Kunden und Design- und Trendseminaren.

Vergleicht sie die Verdienstsituation und Lebenskosten in der Schweiz mit Südtirol, schneidet ihre neue Heimat eindeutig besser ab. „Die Entwicklungsmöglichkeiten in der Schweiz sind sehr viel besser. Es gibt mehr Internationalität in den Betrieben.“ In Südtirol herrsche zu wenig Wettbewerb. „Dagegen sind Südtiroler entscheidungsfreudiger. Die Schweizer sind harmoniebedürftig, das ist schon in der Politik so verankert.“ ■

Der Kunstliebhaber

Günther Oberhollenzer ist jemand, der für die Kunst brennt. „Wenn meine Leidenschaft, die ich für zeitgenössische Kunst hege, auf die Menschen überspringt, ich das Gefühl habe, die Besucher verlassen durch die Kunstwerke verändert, bereichert oder nachdenklich die von mir kuratierte Ausstellung, dann ist das der größte Erfolg, den man sich in der Arbeit mit Kunst vorstellen kann.“ Vielleicht ist das mit ein Grund, warum Günther Oberhollenzer sich außerhalb der Südtiroler Gren-

zen zu verwirklichen versuchte. Er sagt: „Die zeitgenössische Kunst ist bei den meisten Südtirolern noch nicht angekommen. Es braucht eine langsame, sensible Hinführung.“ Ins Ausland ging er auch, weil er einen beruflichen Aufstieg nicht aufgrund von Beziehungen erlangen wollte. „In Wien konnte mich niemand. Um meine Stelle in der Kulturabteilung der Stadt Wien oder um jene im Essl-Museum habe ich mich ganz klassisch beworben.“ Die Bewerbung war erfolgreich. Seit 2006 ist er Kurator und Projektleiter im Essl-Mu-

seum in Klosterneuburg bei Wien, einem der wichtigsten Zentren für Gegenwartskunst in Österreich und weit darüber hinaus. Auf inzwischen rund 7.000 Exponate angewachsen, gehört die Sammlung Essl international zu den großen Privatsammlungen für zeitgenössische Kunst.

Günther Oberhollenzer ist ein klassischer Geisteswissenschaftler. Er hat Geschichte und Kunstgeschichte an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck und der Università Ca'Foscari in Venedig studiert. Seine Wahlfächer waren Germanistik, Philosophie, Geografie, Medienkunde und Kulturmanagement. Nach Wien zog es ihn wegen des postuniversitären Masters in Kulturmanagement am Institut für Kulturmanagement und Kulturwissenschaft (IKM) an der Universität für Musik und darstellende Kunst. Nach dem Abschluss ist er dort geblieben. Von 2003 bis 2005 arbeitete er in der Kulturabteilung der Stadt Wien.

Stolz ist er auf besondere Ausstellungsprojekte, wie jenes mit Künstlern aus Indien und China. Seine größte Herausforderung war die Ausstellung „Overlapping Voices. Israeli and Palestinian artists (2008)“. „Es war die erste museale Schau, bei der israelische und palästinensische Künstler in einer Ausstellung zu sehen waren.“ Als Ehre empfand er die Organisation der Ausstellung zum 100sten Geburtstag von Max Weiler „Die Natur der Malerei“ (2010). „Emotional besonders bewegend war die Kuratierung der ersten gemeinsamen Ausstellung von Rosa Loy und Neo Rauch (2011).“ Grundsätzlich könnte Günther Oberhollenzer seine Tätigkeit auch in Südtirol ausführen. Mit regem Interesse verfolgt er das Kultur- und Kunstgeschehen des Landes – besonders die zeitgenössische Kunstszene. „Südtirol birgt ein großes – oft noch ungenütztes – künstlerisches wie kreatives Potenzial in sich.“ ■

Günther Oberhollenzer,
35 Jahre,
Pfalzen - Wien (Österreich)
Kurator und Projektleiter
im Essl-Museum

Foto: Christian Segele



„Die Mehrheit kommt nicht zurück“

Südstern-Gründer Christian Girardi über den neuen Auswanderer, die Notwendigkeit, auswärtige kluge Köpfe anzulocken und den Irrtum, „entflohenen“ Spitzenkräfte zurückholen zu müssen.

ff: Herr Girardi, Sie sagen, es ist nicht schlecht, wenn kluge, junge Köpfe ins Ausland abwandern. Warum?

Christian Girardi: Es ist zu begrüßen, wenn Leute wegziehen, um im Ausland Karriere zu machen. Sie sind, samt ihrem Beziehungsnetzwerk, wichtige Multiplikatoren und Botschafter für ihre Heimat. Die Abwanderung von klugen Köpfen ist kein neues Phänomen. Gestoppt werden kann es nicht. Man muss es als Chance für jedes Land sehen. Südtiroler, die ins Ausland abwandern, gelten fälschlicherweise oft als verlorene Fachkräfte. In der Politik und Öffentlichkeit ist das Argument verbreitet, man müsse diese „Entflohenen“ zurückholen.

Muss man also nicht?

Tatsache ist: Die Mehrheit wird nicht mehr nach Südtirol zurückkommen. Dass ein kleines Land mit 500.000 Einwohnern nicht alle Bedürfnisse befriedigen kann, ist klar. Entscheidend ist vielmehr die Frage, ob es Südtirol gelingt, kluge Köpfe aus dem Ausland anzuziehen, unabhängig von ihrer Herkunft.

Wie kann Südtirol das gelingen?

Entscheidend wird es sein, die eigenen Stärken und Kompetenzfelder weiter auszubauen und zu schärfen. Zudem müssen die nötigen Rahmenbedingungen und Karrieremöglichkeiten geschaffen werden: transparente Auswahlverfahren und kompetitive Entlohnungsmodelle. Institutionen



Foto: Global Forum Südtirol

Christian Girardi: Jahrgang 1979, ist in Neumarkt aufgewachsen und hat nach seinem Wirtschaftsstudium an den Universitäten Innsbruck und New Orleans erste berufliche Erfahrungen bei PricewaterhouseCoopers in Mailand gesammelt. Daraufhin war er vier Jahre lang im Siemens-Konzern in München tätig. Seit 2008 lebt Girardi im Schweizer Kanton Zug, wo er die Braindock GmbH gründete. Girardi ist Gründungspräsident des Netzwerks Südstern, welches er bis 2009 ehrenamtlich leitete. Er ist Gründer und Organisator des Global Forum Südtirol (GFS).

wie die Eurac, die Uni Bozen oder die Laimburg sind in diesem Kontext sehr bedeutend. In der Standortentwicklung und -promotion Südtirols muss der Fokus auf der „Software“ liegen, also auf dem Anwerben von Hochqualifizierten. Talente aus dem europäischen Raum müssen gefördert und an Südtirol gebunden werden. Wichtig ist eine IST-Analyse, um zu sehen, in welchen Branchen ein Bedarf an „klugen Köpfen“ vorherrscht.

Wo werden Spitzenkräfte gebraucht?

Zuerst muss die Bezeichnung „Spitzenkräfte“ definiert werden. Sind es Akademiker? Oder Facharbeiter? Leute, die eine Karriere im Ausland hingelegt ha-

ben? Die Zuwanderung beschränkt sich hierzulande in erster Linie (noch) auf Fachkräfte für den Tourismus, vor allem aus dem osteuropäischen Raum.

Sie beschäftigen sich hauptberuflich mit der Abwanderung von klugen Köpfen. Haben Sie Südtirol untersucht?

Im Rahmen einer Studie wurde auch in Südtirol der Saldo von Zu- und Abwanderung von hochqualifizierten Menschen untersucht. Ob dieser positiv oder negativ ist, konnte jedoch aufgrund spärlicher statistischer Grundlagen nicht beantwortet werden. Im Vergleich zu anderen Regionen steht Südtirol nicht schlecht da. Für seine Größe hat es einige innovative, weltweit

agierende Unternehmen. Diese Unternehmen können nur mit guten Köpfen erfolgreich sein.

Was hat Sie damals dazu bewegt, Südtirol hinter sich zu lassen?

Der Drang hinauszugehen war sehr stark. Ehrgeiz, Neugierde, Horizonterweiterung und die Erkundung beruflicher Chancen in einem erweiterten Umfeld waren ausschlaggebend. Eine gesunde Portion Mut gehört auch dazu.

2003 haben sie Südstern gegründet, 2009 das Global Forum Südtirol. Mit welchen Hintergedanken?

Immer mehr Südtiroler konnten in den letzten Jahrzehnten ihre Berufschancen im Ausland ausbauen und ihre Arbeitsträume verwirklichen. Die neuen Medien haben eine maßgebliche Rolle dabei gespielt, diesen weltweit verstreuten Erfahrungsschatz aufzuwerten

und zu verbinden. Vernetzung ist heute wichtiger als räumliche Nähe. Das GFS geht über das reine Netzwerk hinaus. Unser Ziel ist, mithilfe des weltweiten Südtirol-Netzwerkes, Impulse von außen für die strategische Weiterentwicklung Südtirols zu generieren. Die vierte Ausgabe des GFS wird sich im Oktober mit dem aufstrebenden Wirtschaftsraum ASEAN in Südostasien beschäftigen. Gastreferent ist der in Singapur tätige Zeno Kerschbaumer.

Hat sich der Typ des Südtiroler Auswanderers verändert?

Wörter wie Heimatferne oder Auswanderer höre ich grundsätzlich nicht gerne. Diese Begriffe gehören der Vergangenheit an. Man muss unsere Situation in einem anderen Kontext ansiedeln. Wir alle sind Kinder des Wohlstands. Uns bot sich die Möglichkeit, freiwillig ins Ausland zu gehen und uns dort zu versuchen. Dennoch

tragen die meisten von uns die Heimat im Herzen, allerdings nicht mehr mit einer nostalgischen, sondern einer weltoffenen Haltung. Der Lebensmittelpunkt ist in einer globalen Welt nicht mehr so entscheidend. Viele erfolgreiche Südtiroler haben ihren Wohnsitz zwar in Südtirol, sind aber vom Kopf und Aktionsfeld viel mehr im Ausland.

Ist ein Südtiroler, der in die Welt geht, gegenüber Menschen aus anderen Ländern privilegiert?

Im Ausland ist es ein Riesenvorteil, zwischen den Kulturen aufgewachsen zu sein. Die Schweiz ist Heimat vieler internationaler Unternehmen und bedeutender Forschungszentren. Das Land hat eine hohe Zahl an Hochqualifizierten angelockt. Wir Südtiroler genießen einen ausgezeichneten Ruf. Dennoch ist der Konkurrenzkampf groß. ■

Interview: Barbara Bachmann

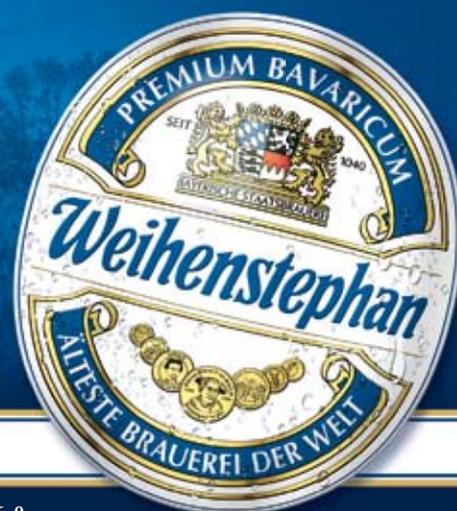


Weihenstephaner

HEFEWEISSBIER ALKOHOLFREI

- Herrlich erfrischend und süffig
- Schmeckt, wie ein Hefeweissbier schmecken muss
- Voller Genuss ohne schlechtes Gewissen bei Verkehrskontrollen
- Perfekte Regeneration nach dem Sport
- Kalorienarm mit wichtigen Vitaminen und Mineralstoffen

ProBIER's
mal ohne Alkohol!



U R S P R U N G D E S B I E R E S

Bauen für den König

Stefano Rossi ist einer der besonders Ehrgeizigen. Sein Ton verriet es. Und seine Laufbahn. Als er mit *ff* über Skype telefoniert, ist er eigentlich krank. Trotzdem sitzt er in seinem Büro und arbeitet. Stefano Rossi spricht gerne in Superlativen. Mittelmäßigkeit langweilt ihn.

Weil ihm Erasmus „zu billig“ war, weil er Partymonate für Zeitverschwendung hielt, ging er als Architekturstudent für ein Semester nach Arlington, Texas. „Sechs Wochen lang hatten wir kein Wochenende“, sagt er. Das sei zwar hart, aber am Ende produktiv. Und das ist es, worauf es Stefano Rossi ankommt.

Ende 2008 zog er in die Vereinigten Arabischen Emirate nach Abu Dhabi. Für seinen ersten großen Job. Eine deut-

sche Firma kontaktierte ihn an der Universität Innsbruck und bot ihm an, bei einem Riesenprojekt mitzuarbeiten: Ferrari World, ein Amusementpark in Dreieckform, so groß wie das Zentrum von Bozen. „Wir haben das ganze Gebäude eingekleidet, Fassaden und Dach gebaut“, erzählt Stefano Rossi, der unter anderem für das 3D-Design verantwortlich war. Als Projektmanager leitete er ein Team von 30 Europäern und 15–20 gebildeten Fachkräften aus dem europäischen Ausland. Mittlerweile ist die Firma zwar im Konkurs, die Ferrari World im August 2010 aber fertiggestellt worden, „gerade rechtzeitig für das erste Formel 1 Weltcup-Rennen“.

Auf die Beine gestellt wurde das Megaprojekt von 800 Arbeitern aus Sri Lan-

ka, Bangladesch, Südindien und China. „Billige Arbeitskräfte sind in den Arabischen Emiraten an der Tagesordnung“, sagt Rossi. Vor 2010 gab es wenige gesetzliche Regelungen für die Arbeiter, „seither ist es zu Verbesserungen gekommen, um Streiks zu verhindern. Trotzdem gibt es noch keine Gewerkschaften.“

Rossi leugnet die Hierarchie unter den Auswanderern nicht. Als gut ausgebildeter Südtiroler sei man ein Auswanderer „1. Klasse“. „Wir sind privilegiert, weil wir nicht ins Ausland gehen müssen, sondern dürfen“, sagt Rossi. „Die Arbeiter werden oft scharenweise rekrutiert. Jemand fährt in ein Dorf und nimmt alle arbeitsfähigen Männer mit.“ Mit dem „Klassen- und Sklavenhalterdenken“ in den Emiraten hat Rossi ein Problem. Mit „Locals“ sei er daher nicht befreundet. „Leider.“ Es sei einfach nicht möglich, mit den Menschen vor Ort in engeren Kontakt zu treten.

Stefano Rossi hat sich sein Studium zum Teil selbst finanziert und nebenbei immer gearbeitet. Für das Auslandssemester in den USA hat er keine Förderungen bekommen. „Da bin ich in finanzielle Schwierigkeiten geraten.“ Mit ein Grund, warum er in die Arabischen Emirate zog. Die Verdienstmöglichkeiten sind mit Südtirol oder den USA nicht vergleichbar. „Neben dem hohen Verdienst bekommen wir Auslandszuschläge. In den Arabischen Emiraten zahlt man keine Steuern. Brutto ist Netto.“ Seine finanziellen Schwierigkeiten als Student hat er mittlerweile abbezahlt, „wäre ich in Südtirol geblieben, wäre ich noch lange nicht aus den Schulden raus.“

Mittlerweile ist auch in den Golfstaaten nicht mehr alles ganz so rosig. 2010 erreichte die Wirtschaftskrise die Arabischen Emirate. „Auf einmal gab es nur mehr wenig Arbeit“, erzählt Rossi. Er ist dennoch geblieben, von Abu Dhabi nach Dubai umgezogen. „Mitte 2011 wurde die Situation wieder besser.“ Ros-

Stefano Rossi, 35 Jahre,
Klausen/Brixen – Dubai
(Vereinigte Arabische Emirate)
Baugewerbe, Architektur



Foto: Christine Zanon

si hatte Glück und erhielt ein Jobangebot für ein Projekt in Riad, Saudi Arabien. Als Designmanager leitet Rossi ein Team von acht Leuten in den Arabischen Emiraten und weiteren 13 in Vietnam.

„In Riad planen wir das KAPSARC, ein Forschungszentrum für erneuerbare Energien.“ Auftraggeber ist kein geringerer als der saudische König Abdullah ibn Abd al-Aziz Al Saud. Dass das Projekt nach eineinhalb Jahren intensiver Arbeit noch nicht fertig sei, liege nicht an finanziellen Ursachen, „sondern an der unglaublichen Komplexität.“ Bis zur Fertigstellung werden mindestens noch drei Jahre vergehen. So lange will Stefano Rossi nicht mehr in Dubai bleiben. Neue Herausforderungen reizen ihn, „ich schaue mich derzeit nach neuen Projekten um“, verrät er. Vor dem Bequemwerden hat er Angst, „fein zur Arbeit zu gehen, um nur E-Mails zu beantworten, interessiert mich nicht.“

Sentimental oder gar wehmütig wird Stefano Rossi nicht, wenn er an Südtirol denkt. „Ich lebe in Dubai ein tolles Leben, vom Standard ist es ähnlich wie zu Hause.“ Mit seiner Südtiroler Freundin lebt Stefano Rossi in einem Apartment genau gegenüber des Burj Khalifa, dem höchsten Turm der Welt. In Dubai sei Luxus extrem wichtig. „Die Menschen fahren mit ihrem Ferrari vor und sind sehr materialistisch.“ Manchmal stört ihn das. Viele Südtiroler würden auf diese Masche von Luxus aufspringen, glaubt Rossi.

An Südtirol kritisiert er die mangelnde „Offenheit für architektonische Neuheit und anspruchsvolle Projekte.“ In Europa interessieren ihn Großstädte, „wo Großprojekte gebaut werden, die es in Südtirol nicht gibt.“ Für Architekten sei der Markt in Südtirol gesättigt und „das, was vorhanden ist, lasse ich gerne meinen Kollegen zu Hause.“ Schwächen und Stärken Südtirols liegen dicht beieinander. „Südtirol ist einfach klein – zum Glück. Im Grunde ist es das, was unser Land ausmacht.“ ■

Dreh in Sydney

Es ist 17 Uhr in Sydney, ein Arbeitstag im Leben von Verena Zannantoni geht langsam zu Ende. In Südtirol ist es 9 Uhr, der Arbeitstag hat eben begonnen. Acht Stunden und knapp 17.000 Kilometer trennen die beiden Gesprächspartner voneinander. „Nach dem Studium habe ich zusammen mit meinem Freund beschlossen, etwas ganz anderes zu machen und möglichst weit weg von Südtirol zu gehen“, erzählt die gebürtige Sarnthenerin. Das vierte Oberschuljahr hatte Verena Zannantoni in Südengland absolviert. Nun wollte sie Europa hinter sich lassen. „Wir wollten in ein Land, in dem Englisch gesprochen wird.“ Seit knapp sechs Jahren lebt sie nun im „sehr, sehr angenehmen“ Sydney. Die Menschen seien freundlich und offen, das kulinarische und kulturelle Angebot äußerst vielfältig. „Ich kann es manchmal nicht glauben, dass ich in 15 Minuten vom Stadtzentrum an weißen Sandstränden mit kristallklarem Wasser bin“, schwärmt sie.

Viel Zeit, das Meer zu genießen, bleibt ihr nicht. „In Australien gibt es nur 19 Tage Urlaub im Jahr und ganz wenige gesetzliche Feiertage.“ Seit eineinhalb Jahren ist Verena Zannantoni „Production Manager“ bei MTV Sydney. Sie hat weltweit gesendete Werbespots für Tourismusverbände von Sydney gedreht, hat Spots für Sony-Ericsson und Musikvideos für australische Bands geplant. Die aufwendigste Arbeit war ein Werbespot für die Hilton-Hotelkette in Japan. „Ich bin verantwortlich für das Kundenmanagement und die Budgetplanung, oft sind das mehrere 100.000 Dollar.“ Daneben trifft sie Entscheidungen in Castings, wählt die Crew aus, stellt am Drehort sicher, dass alles läuft.

Während Dreharbeiten kann es vorkommen, dass von sechs Uhr früh bis elf Uhr abends gearbeitet wird.



Verena Zannantoni, 30 Jahre, Sarnthain - Sydney (Australien) MTV-Produktionsmanagerin

Foto: Hannes Glatz

„Die Medien- und TV-Branche ist stressig, man muss immer flexibel sein.“ Fasziniert hat die TV-Welt Verena Zannantoni schon immer. „Ich wollte wissen, was hinter den Kulissen passiert, wie viel Arbeit in Spots oder Sendungen steckt.“ Während des Studiums der Kommunikationswissenschaften in München hat sie deshalb Praktika bei ProSieben, RTL und RTL2 gemacht. Wenn sie über ihre Arbeit spricht, fallen ihr viele Begriffe nur auf Englisch ein, „ich weiß nicht, wie man sie auf Deutsch sagt. Das ist schlimm“, sagt sie mit einer lächelnden Verlegenheit. Beruflich hat sie noch viele Ziele: „Die Aufstiegschancen innerhalb MTV sind groß.“

Verena Zannantoni ist gerade in Umbruchstimmung. „Es ist gut möglich, dass ich nicht mehr allzu lange in Sydney bin“, sagt sie. Nach Südtirol möchte sie noch nicht zurück, dafür sei es noch zu früh. „Wenn man Karriere machen will, dann bietet Südtirol in meiner Branche einem wenig Möglichkeiten, was schade ist.“ ■

Der Bankier

Gerd Pircher ist das, was man einen „Globetrotter“ nennen kann. Außer in Afrika und Nordamerika hat er in allen Regionen der Welt gearbeitet. „Ich war in Dubai, Hongkong, Thailand, Indien, Brasilien. Um meinen MBA in Lausanne (Schweiz) zu machen, habe ich mich ein Jahr beurlauben lassen. Darauf war ich in Großbritannien, Deutschland, Italien und seit Dezember 2011 wieder in London“, erzählt der gebürtige St. Georgener.

Seit 17 Jahren arbeitet er für ein und dieselbe Firma. Durch „puren Zufall“ ist er zum International-Manager-Kader, der Führungsschmiede von HSBC, gestoßen. HSBC (Hongkong Shanghai Banking Corporation) ist eine der größten Banken der Welt - eine, die in den vergangenen Krisen Jahren keine finanzielle Hilfe aus öffentlicher Hand benötigte. „Darauf sind wir sehr stolz“, sagt Gerd Pircher. Die Universalbank ist in Schwellenländern geboren. „Da möchte man meinen, Europa sei nicht so wichtig, dem ist aber nicht so“, erklärt der Banker. In Europa wird ein Viertel des Gewinnes gemacht. 4,7 Milliarden Dollar wurden 2011 nur in Europa an Vorsteuergewinn erwirtschaftet. 75.000 der weltweit insgesamt 290.000 Angestellten arbeiten in Europa. Seit einem halben Jahr ist Gerd Pircher Europa-Strategiechef. In seinem Team arbeiten Brasilianer, Kanadier, Inder, Deutsche, Franzosen. „Ein Kollege kommt aus Ghana und meine Sekretärin ist aus Swasiland.“ „Der Job wird nie langweilig, die Vielfaltigkeit ist unschlagbar.“ Einen typischen Arbeitstag kann er daher nicht beschreiben.

Nach dem Besuch der Handelsoberhochschule Bruneck hat Gerd Pircher für zwei Jahre an einer Privatuniversität in Parma studiert. „Ein wenig durch Zufall bin ich nach Großbritannien, an die Universität of Wales

gekommen, wo ich mein BWL-Studium abgeschlossen habe“, erzählt er. Einmal Auslandsluft geschnuppert, hatte Gerd Pircher keine Lust mehr, zurück nach Südtirol zu gehen. „Ich wollte die große weite Welt kennenlernen.“ Gerd Pircher spricht fließend Deutsch, Italienisch, Englisch, Portugiesisch und kann sich auf Französisch „einigermaßen gut verteidigen“. Seine Frau Elisabeth hat ihn immer begleitet, die drei Söhne sind auf internationale Schulen gegangen und mehrsprachig aufgewachsen. Alle drei sind in einem anderen Land geboren. „Leo (9) in Sao Paolo, Gregor (7) in London und Viktor (5) in Düsseldorf.“ Auch wenn es in Südtirol keine vergleichbare Position für ihn gäbe, ist es immer wieder ein Thema in der Familie, zurückzukehren. „Wir werden diesen Lebensstil führen, solange es uns Freude macht.“ Über Südtirols Finanzwelt ist er informiert. „Ich weiß genau, wie hoch die Eigenmittelrentabilität und die Kosteneffizienz der zwei großen Südtiroler Banken sind.“ ■



Gerd Pircher, 39 Jahre, St. Georgen – London (Großbritannien) Europa-Strategiechef HSBC

Ute Mayrs erster Job war eine Stelle als Trainee bei der Deutschen Investitions- und Entwicklungsgesellschaft (DEG). Sechs Jahre lang war sie für das Unternehmen tätig. Zuerst in Köln, dann in New Delhi, Indien, in der Stelle als Direktorin der Vermögensverwaltung. Die Liste ihrer Tätigkeiten war lang. Sie betreute Kunden und analysierte deren jährliche Ertragsfähigkeit und Bilanz. Sie bildete Netzwerke mit Anwaltskanzleien und Wirtschaftsprüfungsgesellschaften. Von 2002 bis 2005 war sie in der Restrukturierungsabteilung der DEG tätig und zuständig für Insolvenzfälle in Ungarn, Ägypten, Elfenbeinküste, Ghana, Philippinen und Indonesien. „Die DEG verfolgt den Ansatz: Entwicklung durch Förderung der Privatwirtschaft. Sie vergibt Kredite zu marktüblichen Konditionen und unterstützt ihre Kunden bei der Einführung internationaler Umwelt- und Sozialstandards“, erklärt sie.

Ute Mayr ist 1975 geboren und stammt ursprünglich vom Ritten. An der Bocconi-Universität in Mailand studierte sie „Economia Politica“. Sie spricht sechs Sprachen: Deutsch, Italienisch, Englisch, Französisch, Spanisch und Hindi. Mit 17 hat sie Südtirol das erste Mal verlassen. „Ich habe das vierte Oberschuljahr im Lycée Lakanal, Sceaux, Paris, absolviert“, erzählt sie. Für das Maturajahr am Neusprachlichen Lyzeum Walther von der Vogelweide in Bozen ist Ute Mayr nach Südtirol zurückgekommen.

Die letzten sechs Jahre ihres Lebens hat sie in Indien verbracht. Seit 2011 ist sie zuständig für die Organisationsentwicklung sowie Leiterin der Personalabteilung („Head of Organization Development and HR“) bei Steel Strips Wheels, einem der größten indischen Automobilzulieferer in Chandigarh, im Norden des Landes. Das Unternehmen hat 3.500 Angestellte. Ute Mayrs Abteilung betrifft alle Bereiche und Ebenen. Neben der Arbeitskräftebewertung, der Personal- und Management-Schulung, kümmert sich Ute Mayr um Neueinstel-



Foto: Chanduut Chittrak

Ute Mayr, 37 Jahre,
Ritten – Chandigarh (Indien)
Finanz- und Organisationsentwicklung,
Steel Strips Wheels

Die Organisatorin

lungen und setzt sich nebenbei auch noch für Umwelt- und Sozialstandards ein. „Als Leiterin der Personalabteilung dringe ich bis zu den Belangen der Arbeiter vor.“ Vor dieser Position war sie drei Jahre lang Leiterin der Finanzabteilung im selben Unternehmen.

Besonders interessant findet Ute Mayr die Anwendung der Engpass-Theorie (TOC - Theory of Constraints von E. Goldratt) in Produktion und Projektmanagement. „Meines Wissens ist diese in Südtirol noch nicht zur Anwendung gekommen, obwohl sie immense, welt-

weit anerkannte Effizienzsteigerungspotentiale für Firmen, Organisationen und Verwaltung birgt.“ Derzeit arbeitet Ute Mayr daran, nach Südtirol zurückzukehren. Die Theorie möchte sie gerne mitbringen. Aber nur, falls „sich das mit einer passenden beruflichen Herausforderung kombinieren ließe.“ Bisher hat sie diese noch nicht entdeckt.

Ein Arbeitstag im Leben von Ute Mayr ist „wie der fast aller leitenden Angestellten: immer online.“ Ihr soziales Umfeld, ihre Arbeitskollegen sind indisch. Als Ihren größten Erfolg im Ausland bezeichnet Ute Mayr „das tiefe Verständnis der äußerst komplexen indischen Gesellschaft, das ich in den letzten sechs Jahren gewonnen habe: professionell, privat und durch mein Engagement in sozialen Projekten mit verwaisten und bedürftigen Kindern und Frauen.“ Im Ausland vermisst Ute Mayr „die saubere Luft, den Luxus von Trinkwasser aus dem Wasserhahn, eine funktionierende Infrastruktur, allen zugängliche öffentliche Einrichtungen, für alle erschwingliche öffentliche Dienstleistungen, Gleichheit, Gerechtigkeit, Solidarität und Freiheit auf allen Ebenen für alle Menschen und ein funktionierendes und im Dienste des Menschen stehendes Rechtssystem.“

Trotzdem hat sie auch einige Dinge gerne hinter sich gelassen. „Die Einschränkungen, die die Prägung durch die Familie, die Kultur, die Gesellschaft an einem bestimmten geografischen Standort, so schön er auch sein mag, leider mit sich bringt“, sagt sie. Ute Mayr hält es mit dem indischen Philosophen Jiddu Krishnamurti, und fügt hinzu: „Observing without evaluating is the highest form of human intelligence.“ (deutsch: Beobachten ohne zu bewerten ist die höchste Form menschlicher Intelligenz.)

Das Neue, das uns unsere Grenzen aufzeigt und uns über uns selbst hinauswachsen lässt, reizt Ute Mayr am Ausland. Für sie gibt es „nur eine Heimat“. Mentalitätsunterschiede zwischen Südtirol und Indien will sie nicht beantworten, „eine Antwort darauf würde viele Seiten in Anspruch nehmen.“ ■

Sie sei keine klassische Spitzenkraft, sagt Miriam Erlacher, als sie um ein Interview bittet - so wie die meisten Mediziner Anfang 30 meist noch in keiner einfachen beruflichen Position seien. „Wir studieren, bis wir Mitte 20 sind, und verbringen die ersten 10 Jahre mit der Grundausbildung.“ Dabei steht Miriam Erlacher für ein Modell, das es in Südtirol gar nicht gibt. Sie ist Ärztin und gleichzeitig Forscherin. 1978 geboren, ist Miriam Erlacher in Villanders aufgewachsen. Sie studierte Humanmedizin an der Universität Innsbruck und absolvierte anschließend ein PhD-Programm „Molekulare Onkologie“. 2006 ging sie nach Freiburg. „Ich war auf der Suche nach einem guten Ausbildungsplatz für die Kinderheilkunde und der Möglichkeit, mich in pädiatrischer Hämatologie und Onkologie (betrifft Kinder mit Blut- und Tumorerkrankungen) fortzubilden“, erzählt sie.

Weil sie sich während des Medizinstudiums im Labor besonders wohlfühlte, entschied sie sich, anders als die meisten ihrer Kollegen dafür, noch einige Jahre in der Forschung zu bleiben. Damals gab es für Mediziner in Innsbruck erstmals die Möglichkeit, eine PhD-Doktorarbeit durchzuführen. „Nach drei Jahren intensiver und sehr spannender Laborarbeit hatte ich dann doch das Gefühl, auch die klinische Arbeit kennenlernen zu wollen“, erinnert sie sich. Weil sie sehr gern mit Kindern arbeite, habe sie sich für die Pädiatrie entschieden. „Die Arbeit macht mir sehr viel Spaß.“ Doch in der Klinik begann sie bald, die Forschung zu vermissen. Weder auf die Forschung noch auf die klinische Tätigkeit wollte sie fortan verzichten. „Seit vier Jahren



Miriam Erlacher, 34 Jahre,
Villanders – Freiburg (Deutschland)
Naturwissenschaften, Medizin

Foto: Privat

Forschende Ärztin

kombiniere ich die beiden ganz unterschiedlichen Tätigkeiten in einem Verhältnis von 50:50 – die ideale Kombination für mich. Inzwischen bin ich kurz vor der Facharztprüfung, und im Labor betreue ich zwei Doktoranden und eine MTA.“

Ihre klinischen Schwerpunkte liegen in der Hämatologie, Onkologie und Immunologie. „wissenschaftlich interessiere ich mich vor allem für das Verhalten von Blutstammzellen bei kindlichen Erkrankungen oder bei Knochenmarktransplantationen.“ Als ihren größten beruflichen Erfolg bezeichnet sie einen positiv begutachteten eigenen Drittmittelantrag bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft, einer sehr kompetitiven Vergabestelle. „Außerdem habe ich ein Stipendium, das mir die Kombination von Klinik

und Forschung überhaupt erst erlaubt.“ Leider seien diese „Erfolge“ auch schon wieder eine ganze Weile her. „Im Moment ist es recht schwer, ausreichend Gelder für die Forschung zu erhalten, besonders für uns Jungwissenschaftler“, erzählt Miriam Erlacher.

Nach Südtirol zurückzukehren, kommt für sie im Moment nicht in Frage. Manchmal hat sie darüber nachgedacht, weiter wegzugehen. Nach Australien oder Amerika zum Beispiel. „Ich habe eine sehr gute Arbeitsstelle und auch ein sehr nettes soziales Umfeld in Freiburg.“ In Südtirol würde ihr die Möglichkeit fehlen, neben einer klinischen Tätigkeit auch zu forschen. „Ich könnte als Kinderärztin in einem Krankenhaus oder im Sprengel arbeiten. Ich würde dabei aber sicher weniger Kinder mit Blut- und Tumorerkrankungen sehen.“

Um die Verdienstmöglichkeiten ging es Miriam Erlacher nicht, als sie sich entschied, ins Ausland zu gehen. „Assistenzärzte verdienen in Südtiroler Krankenhäusern wahrscheinlich in etwa so viel wie ich – genau weiß ich es nicht.“ Schlechter bezahlt seien in Südtirol aber Stipendienstellen. „Auf einigen Stationen arbeiten Ärzte nebeneinander, die dieselbe Arbeit machen müssen - mit deutlichen Verdienstunterschieden.“ Nach Abschluss ihrer Ausbildung müssen sich eben diese unterbezahlten Ärzte verpflichten, für eine bestimmte Zeit in Südtirol zu bleiben“, gibt Erlacher zu bedenken. Die Aufstiegsmöglichkeiten in Südtirol kann sie nicht besonders gut einschätzen. „In Deutschland erhalten nur die allerwenigsten Fachärzte irgendwann eine Oberarztstelle. Die Aufstiegsmöglichkeiten sind damit eingeschränkt.“ ■

Mr. World Trade Center

Man erreicht ihn nur schwer. Und auch nur über seine Sekretärin Barbara Weaver. Mr. Dominik Knoll, gebürtig aus Nals, ist ein viel beschäftigter Mann. Er ist CEO, "Chief Executive Officer" des World Trade Centers in New Orleans im Bundesstaat von Louisiana, USA. Als geschäftsführendes Vorstandsmitglied vertritt er die strategische Orientierung des Unternehmens und gibt damit die Ziele für das operative Geschäft vor. Im November 2011 interviewte ihn das *Wallstreetjournal* als Experten für globales Wirtschaften. Dominik Knoll war damals 27 Jahre alt.

Das World Trade Center ist eine Non-Profit Organisation, die internationalen Handel, ökonomische Entwicklung und soziales Engagement der Unternehmen fördert. „Wir vertreten die Interessen unserer über 1.600 Mitgliedsunternehmen, welche gemeinsam über eine Million Leute beschäftigen und ungefähr 700 Milliarden US-Dollar Umsatz pro Jahr erwirtschaften“, erzählt Knoll. „Täglich arbeiten wir mit Unternehmen, CEOs und weltweit anerkannten Experten im Bereich Energie, Produktion und Handel zusammen.“ Für seine Arbeit trifft er Menschen wie den Pulitzer-Preis-Gewinner und Energieexperten Daniel Yergin, daneben zahlreiche Botschafter und Staatspräsidenten. „Ein Highlight auf beruflicher Ebene war die Einladung als einer der zwei jüngsten Teilnehmer zum Weltwirtschaftsforum 2011 in Davos.“

Nach dem Studium der Wirtschaftswissenschaften in Innsbruck und drei Auslandssemestern an der Krannert School of Management, Purdue University (USA), der Warwick Business School, Warwick University (England) und vor Abschluss seines MBA an der Tulane University (USA), war Knoll Assistent für einen Südtiroler Immobilieninvestor. „Ich erinnere mich sehr gerne an diese lehrreiche Zeit und bin dankbar, dort meine ersten Erfahrungen gemacht



Dominik Knoll, 28 Jahre,
Nals – New Orleans (USA)
CEO - World Trade Center New Orleans

Foto: WTC New Orleans

zu haben.“ Bevor er in die USA zog, arbeitete Dominik Knoll in Deutschland und Dänemark. Um Karriere zu machen, sei es wichtig, Opportunitäten frühzeitig zu erkennen und neu Gelerntes aktiv anzuwenden. Die „Opportunitätskosten“, die sich ergeben, wenn man im Ausland lebt, müssen wohl oder übel akzeptiert werden. „Jeder Tag in den USA muss sich lohnen“, wenn man schon so weit von Familie und Freunden weg wohne.

Für jene, die eine Herausforderung suchen, sagt Dominik Knoll, sind die USA ein idealer Ort. „Hier findet man eine Offenheit für Neues, Unterstützung der Unternehmen und eine freie Marktwirtschaft, welche man in Europa so nicht kennt.“ Für den Südtiroler ist das Märchen vom amerikanischen Traum immer noch realisierbar. „Mit der richtigen Einstellung, Motivation und Fleiß ist es in den USA kein Problem, beruflich voranzukommen. In Südtirol und zum Teil in Europa kann ich diese positive Motivation leider

nicht feststellen.“ In den USA sind die Schattenseiten dieses Systems jeden Tag sichtbar. „Nirgendwo sonst findet man Arm und Reich, Hightech und Lowtech, Fortschritt und soziale Verslossenheit so eng beieinander.“ Der alltägliche Umgang mit sozialer Ungleichheit steht in sehr großem Kontrast zu seinen Heimerfahrungen. „In Südtirol gibt eine starke Mittelschicht und jedem Bürger steht eine ordentliche Ausbildung, Sicherheit und Gesundheitsvorsorge zu - undenkbar in den USA.“ Auch die Entlohnungsverhältnisse sind völlig verschieden. „Die USA sind, wenn auch umstritten, bekannt für ihre weit höheren Verdienst- und Aufstiegsmöglichkeiten“, sagt Knoll. 2008 sorgte ein Geschäftspartner für Schlagzeilen. „Aubrey McClendon, CEO von Chesapeake Energy, ließ sich über 112 Millionen US-Dollar Gehalten auszahlen. Damals ein Rekord in den USA - unvorstellbar in Europa, geschweige denn in Südtirol.“ ■